



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

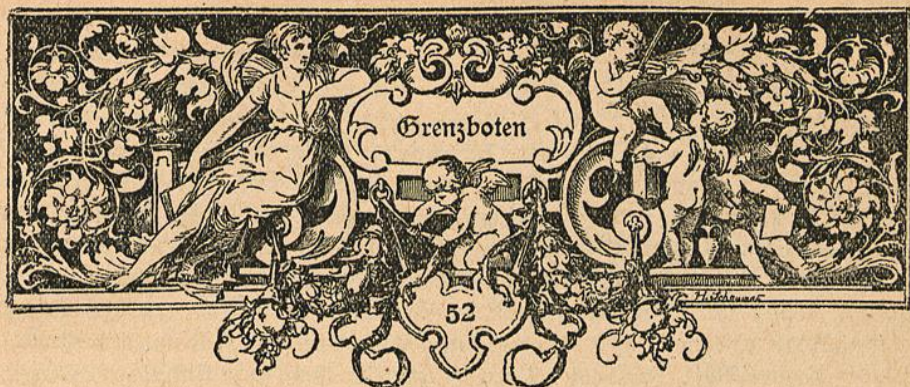
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kern, Fritz: Grenzboten-Weihnacht 1920

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Grenzboten-Weihnacht 1920

Von Fritz Kern

1.



Der Geist Bismarcks ist es gewöhnt, von Unberufenen beschworen zu werden. Aber selten wurde er falscher zitiert, als in der für alle Grenzpolitik maßgebenden Angelegenheit des Botschafters der deutschen Republik in Rom. Herr von Beerenberg, der anscheinend weniger seines Könnens als seines Habens wegen zum Vertreter der Person des Herrn Ebert bei Viktor Emanuel III. ernannt worden ist, hat seine Aufgabe damit begonnen, das Grenzdeutschum — heute gut ein Viertel unseres Volkes — im tiefsten Herzen zu verletzen. Er hat auf dem Weg über eine Trentiner italienische Behörde den Südtirolern den Rat gegeben, sich als Italiener deutscher Nationalität mit dem italienischen Staat abzufinden. Die einhellige Ablehnung seiner ebenso ungeschickten wie unwürdigen Äußerungen seitens der Tiroler wurde nun seinen Verteidigern zum Anlaß, daran zu erinnern, daß Bismarck seiner Zeit die Grenzdeutschen in den russischen Ostseeprovinzen oder in Österreich-Ungarn in Schutz zu nehmen vermieden habe. Man könnte darauf zunächst erwidern, daß, wenn Herr von Beerenberg Königgrätz und Sedan gewonnen und das Deutsche Reich geschaffen hätte, in seiner Stimme immerhin etwas Metall läge, welches zarter Stimmgebung erst den eigentlichen Reiz verleiht. Vor allem aber: Bismarck unterließ es, in die inneren Angelegenheiten Rußlands und Österreich-Ungarns dreinzureden, weil er in der heiklen diplomatischen Lage, die ein starkes, zentraleuropäisches Reich immer vorfinden wird, durch Ausschaltung aller Reibungsflächen mit den beiden östlichen Kaisermächten unserm Reich und damit dem ganzen Deutschland auf der Erde die sicherste Grundlage gab. Demgegenüber konnten die schmerzlichen Erlebnisse der Balten nicht ins Gewicht fallen, mußten die Deutschen des Habsburgerreiches sich mit eigenen Kräften behaupten.

Heute ist alles anders. Ein heutiger deutscher Botschafter im Ausland ist der Vertreter eines geknechteten, verstümmelten und bankerotten Staates, sowie eines großen, unbefiegten und zukunftskräftigen Volkstums. Jeder Italiener hat ein schlechtes Gewissen über den ursprünglich gar nicht beabsichtigten Raub Südtirols.

Als Italien im Mai 1915 in den Krieg trat, sagte sein leitender Staatsmann, er lege auf Bozen und Meran keinen Wert, dort seien gute Deutsche, sie würden immer schlechte Italiener sein. Jeder Italiener achtet jeden Deutschen, der ihm bei jedem Gespräch mit ungezwungener Aufrichtigkeit ruhig, Auge in Auge blinkend, sagt: „Über die Vergangenheit gebe es keinen Streit! Das italienische und das deutsche Volk sind in Zukunft aufeinander angewiesen. Aber ihr Italiener habt eines dürftigen Augenblicksvorteils wegen, entgegen eurer besseren politischen Überzeugung und eurem diplomatischen Gewissen, eine sonderbare Unklugheit begangen, indem ihr einen der kräftigst deutschempfindenden Teile unseres Volkes eurem Staate einverleibt habt. Das regno d'Italia steht und fällt mit dem Grundsatz der Nationalität. Ihr habt ihn verletzt, aber ihr könnt eure Unklugheit jederzeit wieder gutmachen. Ihr werdet es tun, weil ihr unseren sentimentalischen Punkt noch tiefer getroffen habt als seiner Zeit Habsburg durch das Einbehaltend von Trient und Triest den euren, werthe Irredentisten von gestern! Ihr wißt, daß wir euch gern die Hand reichen möchten, aber dies nicht können, solange ihr das einzige Stück Erde, auf welchem seit tausend Jahren die süßliche Sonne deutsches Volk bescheint, wie ein mißtrauischer Fehler in Gewahrsam behaltet. Der Raub lohnt für euch nicht. Ihr habt genug Sonne, Granitgebirge und Wein im eigenen Land. Bis auf weiteres kann leider kein Deutscher mit einem Italiener sprechen, ohne zum Abschied „Bozen und Meran“ zu sagen. Sorgt ihr dafür, daß dies anders werde, damit Italien vor sich selber und vor seiner politischen Zukunft klar stehe.“

Was sollte eine solche Haltung heute dem Deutschen Reich oder dem Deutschland schaden können? Was dagegen die Fortsetzung unserer unehrlichen Verständigungsdiplomatie im Munde eines Beerenberg geschadet hat, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Sie hat unehrlich gewirkt und Mißtrauen auf beiden Seiten geschaffen, den Stand der Südtiroler erschwert und das Urteil der Italiener verwirrt. Als aber in denselben Tagen, da sich Beerenberg in Rom wie in Südtirol unmöglich machte, der deutsche Reichskanzler und der Minister des Auswärtigen sich die Freiheit nahmen, in Köln und Aachen davon zu sprechen, daß dieses Land deutsch sei und deutsch bleiben wolle, wurde ihnen ein Allerhöchster Rüssel in Form einer Ententenote zu teil. Gewöhnliche Deutsche pflegen in solchen Fällen aus dem besetzten Gebiet ausgewiesen zu werden. Ein Volk, das mit dem kleinen Restbestand seines Bodens, der nicht unmittelbar von französischen, polnischen, tschechischen, italienischen usw. Soldaten besetzt gehalten wird, derartige Ententenoten entgegennehmen muß, spielt die Rolle eines politischen Hanswurstes, wenn es sich mit Bismarckscher Geste an dem Schicksal seiner unterjochten Glieder interessiert.

Die Grenze für die Zuständigkeit des deutschen Auswärtigen Amtes und seiner Beamten liegt heute nicht an den Grenzen des Deutschen Reiches. Das Deutsche Reich heißt wieder „deutsches Arm“. Für einen ohnmächtigen Spielball der Feinde außenpolitische Verantwortung tragen zu wollen, wird leicht unehrlich, denn zu Verantwortung gehört Macht. Verantwortlich ist heute aber jeder Deutsche und insbesondere jeder amtliche Vertreter des deutschen Volkes — einerlei, ob er auf Privatkosten in Balutaländern leben kann oder nicht, ob er Geist hat oder nur Routine —, verantwortlich ist jeder in gesteigertem Grade der Idee des deutschen Volkstums und dem Volksgefühl. Niemand braucht mehr Würde, als ein ge-

schlagener Staat. Wo die Ententesoldaten zur Zeit haltzumachen belieben, das ist eine Frage zweiten Ranges, die sich zudem jeden Tag verändern kann, ohne daß deshalb unsere Ehre berührt wird, denn wir können ja doch keinen Krieg erklären. Die Grenzen Deutschlands sind heute unsichtbar; sie leben nur in den Herzen. Verschwinden sie oder verwischen sie sich auch dort, so dürfte das deutsche Volkstum selbst in jene Periode eingetreten sein, die das Griechentum zur Römerzeit erlebt hat, d. h. es wird sich verflüchtigen. Leben aber die Grenzen des deutschen Volkstums in den Herzen fort und jener Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, so wird dieser „Vertrag“ von Versailles eine ebenso vorübergehende Phase sein, wie der Vertrag von Sèvres infolge des türkischen Nationalgefühls, oder wie der Wiener Kongreß im Laufe eines Jahrhunderts seine sämtlichen Grenzziehungen an das Naturrecht der Völker verloren hat.

2.

Im Jahre 1920 zeigte ich meinen Kindern zum erstenmal den Rhein, „Deutschlands Grenze, nicht mehr Deutschlands Strom“. Als Alfred von Muffet höhnte:

„S'il est à vous, votre Rhin allemand,
Eh bien, lavez-y votre livrée“;

konnten ihm damals deutsche Dichter mit der „Wacht am Rhein“ und verwandten Gefängen antworten. Heute wird das Singen dieses Liedes von den Wächtern am Rhein mit Haft bestraft; stumm schlafen die Sängler ihre drei bis sechs Monate in der grauen Diezer Burg, von deren Turm die mächtige Trikolore weit übers Lahntal leuchtet. Daneben im Schloß des Reichsfreiherrn von Stein machen sich's französische Leutnants mit deutschklingenden Namen und germanischem Aussehen neben maurischen Schergen bequem, und der alte, gepflegte Hausrat dieser nationalen Erinnerungsstätte zerfällt. In dem Turm aber, den Stein 1815 als Gedenkhalle der Befreiung einrichtete, steht im Fremdenbuch zwischen den Namen französischer Kapitäne ein stilles: „Exoriare aliquis“, und von den Wänden schauen in ungewohntem, oft tragisch zwiespältig anmutendem Verein alle die (im Leben vielfach unter sich streitenden) Gestalten aus unserer zerrissenen und widerspruchreichen deutschen Geschichte herab, welche der Reichsfreiherr weitherzig unter dem einzigen Gesichtspunkt der Freiheit und Selbstbehauptung der Nation im Bild zusammengetragen hat, mittelalterliche Kaiser und Landesherren, evangelische und katholische, preußische und österreichische Führer. Geisterhaft wirklich lebt für die heutigen Kinder wieder auf, was für unsere eigene sorglose Jugend vergangene Romantik war, der hin- und hervogende Kampf um den Rhein, Knechtschaft und Hoffnung, Demütigung und Zähneknirschen, stille Tränen, Ahnentrost und Gelübde. Die Geschichte geht weiter; was vor hundert Jahren abgeschlossen schien, liegt jetzt wieder in der Zukunft verhüllt vor unserer eigenen, zunächst noch weniger fanges-, gedanken- und glaubensstarken Generation. Die eisernen Gedenktafeln, auf welchen der Reichsfreiherr der Zeiten Lauf über Jena, Moskau, Lauenrode und Leipzig bis Belle-Alliance eingraben ließ, müssen wieder auf Fortsetzung warten. So wie es ist, kann es ja nicht bleiben. Arme, reiche Jugend, die kein Friedensbehagen mehr kennt und vom großen Deutschen Reich nur noch ein fernes Leuchten versinken sah. Opfer und Krisen, aber auch vertiefter Lebensgehalt liegen vor ihr.

Unauslöschliche Eindrücke sammelten die Kinder auf dieser deutschen Familien-

reife von 1920. In Ems, wo sie den Erklärer des Benedettigedenksteins plötzlich von einem lauschenden französischen Aufpasser mit der Verhaftung bedroht sahen. Am abendlichen Rhein, auf dem ein englisches Torpedoboot, von uns bezahlt, den Union Jack spazieren fährt, während aus dem Haus mit der Inschrift „République Française, Gendamerie nationale, Cercle de Boppard“ die Marseillaise klingt, jenes Feuerlied einer Revolution, die, anders als die unfrige, nationalen Schwung entzündet hat. Endlich am Nationaldenkmal, an dessen Fuß gerade die Ahmannshäuser Schienen der bankrott gegangenen Niederwaldbahn abgebrochen wurden und dessen Symbole in ihrer ehernen Unbeweglichkeit heute wie Gestorbene leeren Blickes ins Land schauen: Germania, die sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzt, Vater Rhein, der das Wächterhorn der Mosel übergibt, der über die Generalstabskarte nach den Vogesen blickende Wolkle. Alles so fürchterlich, wie zum Hohn, dieses erstarrte Glück, das doch noch fester in unseren Vorstellungen haften will als die Gegenwart, dieses bräutliche Lächeln der schon wieder verwitweten Germania, dies junge Deutsche Reich, das geschwinder als die Wellen des Stromes zerrann. Auf dem linken Rheinufer drüben fehlt die Bergkrönung, die nach Angabe des vor sieben Jahren gedruckten Reisehandbuchs zu Bismarcks hundertstem Geburtstag 1915 „errichtet wird“; sie wartet jetzt auf ein neues Geschlecht, das sie mit mehr Recht als das unserige erstehen lassen darf; und am Sockel des Niederwalddenkmals bleibt über die Zeiten hinweg stehen der vergebliche Schwur der Väter:

„So lang ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind den deutschen Strand.“

Welche von beiden Wirklichkeiten ist denn nun eigentlich der Traum, dies stegstrahlende Denkmal, u n s e r Denkmal, oder das Jahr 1920? Erst unsere Kinder werden es einmal wissen; wir finden uns heute nicht zurecht. Und nun zurück in die „neutrale“ Zone! In Gießen trifft man dann wieder auf eine neue „Reichsgrenze“: dort hält die am weitesten nach Westen vorgeschobene Reichswehrabteilung entwaffnete Wacht, niemand weiß wozu, ein Jdyll, aber nicht von Spitzweg.

Wagen wir uns aber noch einmal durch das besetzte Gebiet, so stößt der Deutsche auf die schmerzliche Linie, die im Jahre 1920 entstanden ist, und die ihm zur Zeit zu überschreiten fast unmöglich gemacht wird. Jenseits von ihr liegt Eupen und Malmedy, „Ausland“ geworden wie die Düppeler Schanzen, Bromberg und Thorn, das soeben sein Kriegerdenkmal von 1870 als Altmetall verkauft hat, und wie das herrenlos gewordene Danzig und Memel. Noch trennt die alte Grenze von 1914 im Osten innerhalb des jungen Polenstaates die glücklichere deutsch-erzogene Westhälfte des Landes vorläufig von dem Elend der echten Kongresspolacei; noch trennt sie im Westen den alemannischen Eigensinn der Elsässer (mit seinem inneren Kampf zwischen entseelender Vermischung und heimlichem Deutschgefühl) von der Gleichförmigkeit der Departements. Und so nahen wir im Geist den wirklichen Grenzen des Deutschtums tief drinnen in fremden Staatsgebilden, vom „dietschen“ Blamentum, das sich gegen die „Fransquillons“ behauptet, bis zu dem Kampf der Alpendeutschen gegen die Trentiner Signori und das serbische Parvenütum, oder der Deutschböhmern gegen die immer wiederholten Hussitenzüge ihrer Bedrücker. Wir schauen hinaus zur verödeten Seegrenze, von der uns keine Schiffe mehr zu einem Übersee-Deutschland, höchstens noch zu der ostpreußischen

„Insel“, der letzten Kolonie Deutschlands, tragen. Besonders aber denken wir an dieser Jahreswende an Oberschlesien, das Glied des deutschen Volkstörpers, das fast am meisten von allen sein Gedeihen der Gemeinschaft mit dem Ganzen verdankt und wiederum für das Gedeihen der Gesamtheit unentbehrlich ist. Jeder Deutsche, der dort etwa aus feiger Furcht zögert, sich ganz einzusetzen, um das Land für das Reich zu retten, läßt nicht nur schwere Schuld, sondern durch eine vorübergehende Bequemlichkeit endlose Plagen auf sein eigenes Haupt. Dort im äußersten Winkel des Vaterlandes wird in nächster Zeit um das deutsche Schicksal gekämpft. Der Sieg ist unser, wenn jeder mannhaft nach dem Wort „Einer für alle, alle für einen“ handelt. Aber auch nur dann!

Wann wird die Grenze der deutschen Langmut und Halbheit, wann die der deutschen Zwietracht im Innern erreicht sein? Die Not der Zeit und das Wirken des Feindes ringsum, das unsere Jugend in den besetzten und annektierten Strichen Deutschlands täglich vor Augen sieht und auch hier in Berlin unsichtbar, aber nicht weniger schrecklich in ihren eigenen frierenden, hungernden und rhachitisch verkümmerten Gliedmaßen fühlt, arbeitet wie nie zuvor an der Seele unseres Volkes. Es beginnt wundergläubig zu werden und auf die Geburt des Erlösers zu harren. Das Wunder, das in der deutschen Geschichte noch aussteht, ist die Geburt des einigen Willens der gesamten Nation. Nur aus ihm kann die Erlösung kommen, und sie wird kommen, sicher, wenn auch spät.



Deutschlands außenpolitische Lage 1920

Von Otto Hoefsch



Vielleicht wird Deutschlands außenpolitische Lage heute am eindringlichsten klar, wenn man sich — Japans heutige Stellung im Konzert der Weltmächte vergegenwärtigt. Am großen japanisch-amerikanischen Gegensatz ist kein Zweifel. Von der Erneuerung des Bündnisses zwischen England und Japan hören wir nichts. Sibirien und der Norden Ostasiens liegt dem japanischen Machtehrgeiz frei, aber weder eine aktive Chinapolitik Japans ist bemerkbar, noch nützt dieses die Auflösung Rußlands, um seine Macht bis zum Baikalsee auszudehnen. Der Krieg hat Japan wirtschaftlich und finanziell außerordentlich gestärkt, voll Blut sind alle Adern seines Macht- und Wirtschaftskörpers, und alle Kräfte und Nerven dieses Imperialismus sind gespannt. Aber ist es nicht, als wenn er an der Kette läge? Rußlands und Deutschlands Zusammenbruch hat ihm die Entlastung geraubt, ohne die er keinen anderen Waffengang wagen kann. Es hat jetzt, wenn es sich rührt, allein alle auf dem Halse, was heute in der Weltpolitik aktiv sein kann, es ist ohnmächtig gegen den Imperialismus der Angelsachsen und ihrer Vasallen. Das wahre Gleichgewicht der Mächte ist heillos zerstört, seit Deutschland aus ihrem System ausfiel, und alle Spekulation über deutsch-japanische Beziehungen heute ist reine Phantasie, solange Rußland nicht wieder in das System der Weltmächte eingeordnet ist.